

sie freundlich, obwohl diese Worte allein dem jungen Mann zu gelten schienen. „Das wird am ersten zum Ziele führen.“

Tante Josephine ging hinaus, tapfer den Schmerz bekämpfend, der ihr Inneres zerriß. Was sie dachte, war nur Eines: „Diese wenigstens sollen mich nicht anklagen!“

Und während nun oben am Bette der Kranken die beiden alten Schwestern alle diese aufregenden und inhaltschweren Einzelheiten austauschten, saßen im Besuchszimmer die beiden jungen Leute Hand in Hand, und Elisabeth mußte wiederholen, was sie früher der Tante mitgeteilt hatte, dieses Mal jedoch, indem sich ihre Seele empörte gegen den arglosen Betrug. Von dieser Stunde an gab es bis zum Ende für sie nur noch eine einzige Art der Rettung, mit Erfolg und Absicht den geliebten Mann zu hintergehen.

Wenn es gelang ihn zu täuschen, dann war sie sicher.

Julius hatte den Wechsel und alle Sorgen der letzten vierundzwanzig Stunden vergessen.

„Jetzt bist Du mein!“ wiederholte er fortwährend. „Ich denke nicht daran, Dich freizugeben, Du tapferes Herz. Man kann auch den Stolz übertreiben, weißt Du das wohl?“

Was sie litt, schildert keine Feder.

Am andern Morgen schien Alles wieder im äußerlich ruhigen Geleise, nur Julius empfand die Nothwendigkeit, seiner Tante unter vier Augen zu danken, er schob aber diese Zusammenkunft widerstrebend so lange als möglich hinaus und empfing sehr zufrieden gegen 9 Uhr die ersten Patienten, welche ihn nun auf Stunden an das Besuchszimmer fesselten. Was sollte er der Tante sagen? Zwischen ihm und ihr war doch kein Ausgleich möglich.

Nachdem der letzte Kranke getröstet, die Thür hinter sich geschlossen, klopfte es; Fräulein Haberland stand auf der Schwelle. Sie suchte seinen Blick, ihre Hand streckte sie ihm, Veröhnung bringend, entgegen.

„Wollen wir wieder gute Freunde werden, Julius?“

Jähe Röthe überflog sein hübsches Gesicht. War das Tante Josephine, die immer tadelte, immer dominiren wollte?

„Ich bin Dir gestern Dank schuldig geworden, Tante,“ versetzte er. „Es soll mein aufrichtigstes Bestreben sein, diese Summe so bald als möglich zurückzahlen.“

Sie sah ihn an.

„Ich hoffe etwas Besseres zu hören, Julius. Sag mir, liebst Du Fräulein Herbst und glaubst Du an ihrer Seite das Glück des Lebens gefunden zu haben?“

Und er antwortete aus voller Ueberzeugung:

„Ja, Tante!“

„Nun, dann will ich Euch zu Gefallen meine eigenen Wünsche aufgeben,“ versetzte zitternd die alte Dame. „Es ist nicht gut, dem Herzen Schweigen zu gebieten — man erreicht Nichts, ich weiß es. Heirathe Elisabeth, mein Junge — ich vermache Euch Beiden, was ich besitze — Du sollst das Testament haben, sobald er der Notar scheidt. Sind wir nun versöhnt?“

Statt aller Antwort reichte er ihr die Hand, und so standen sie beide einen Augenblick stumm nebeneinander, vielleicht zum ersten Male, seit er lebte, in Herzen ganz einig.

„Aber laß doch das Testament, Tante,“ sagte er endlich. „Du kannst hundert Jahre alt werden.“

Fräulein Haberland schüttelte den Kopf.

„Seit ich den Brief erhielt, liegt es mir sonderbar schwer auf der Brust,“ versetzte sie, und als er darüber Näheres hören wollte, wehrte sie ihm. „Laß das nur — ich glaube, dagegen besitzt die Wissenschaft kein Mittel.“

Sie waren nun verlobt; in allen Blättern hatte die Anzeige gestanden, und von allen Seiten kamen Briefe und Glückwünsche.

Als der erste erschien Walter mit seinem blonden, glückstrahlenden Bräutchen.

„Sagte ich Dir nicht, daß Du besiegt werden würdest, alter Junge? — Ein prachtvolles Mädchen, Deine Braut! Meine arme Helene erscheint neben ihr wie das Wiesenblümchen neben der Centifolie. Werdet Ihr bald heirathen?“

„So schnell als möglich!“ versetzte der Doctor.

„Ich denke Du thust dasselbe.“

„Nun der Wechsel bezahlt ist, ja, D, mein Himmel, welche Zeit liegt hinter mir! Wäre Deine Tante unerbittlich geblieben, dann hätte mich diese Stadt nicht wiedergesehen. Helene weiß es. Müdest Du meinewegen viel Schlimmes erfahren, alter Junge?“

Der Doctor lächelte.

„Doch schließlich mehr Gutes,“ antwortete er. „Wir können jetzt die unliebsame Geschichte vergessen.“

„Wie aus Eines — daß nämlich der Spitzbube immer noch ungestraft umherläuft. Er muß von hier fortgegangen sein.“

„Eigentlich bin ich diesem Manne zu vielen Dank schuldig, um ihm nicht alles Gute zu wünschen,“ sagte er. „Ohne seinen Griff in die fiscalischen Banknoten hätte Elisabeth beharrlich geschwiegen und die

Einwilligung der Tante wäre nie erreicht worden. Möchten ihm die Götter doch Siegfried's berühmte Tarnkappe verleihen, damit er unbehelligt verschwinde. Vergiß ihn — Die Sache ist erledigt.“

„Nie!“ schwor energisch der junge Aristokrat. „Bei Gott, nie! Ich will den Tag erleben, wo dieser Schurke unter meinen Fäusten zittert.“

Julius lächelte, er gehörte zu den Menschen, die in ihrer eigenen, gewöhnlich eng begrenzten Welt für sich leben, und kleine Störungen von Außen her so schnell als nur möglich zu vergessen suchen. Das Geld an und für sich ließ ihn gleichgültig, daher empfand er gegen den Räuber desselben auch nicht jenen glühenden Haß, der seinen Freund durchströmte, namentlich jetzt, wo die ganze Zukunft in schönerem, hellerem Licht erglänzte.

Nach vor Beginn des Frühlings sollte die Hochzeit gefeiert werden. Mama schien förmlich wieder aufzuleben vor Freude; die kleine lauschige Wohnung im Hinterhause füllte sich Stück nach Stück mit den bescheidenen Mobilien, die Julius und Elisabeth von des Doctors eigenem kleinen Verdienst zusammen einkauften, und die Tante Josephine mit einem seltsam rührenden Geschenk ausgeschmückt hatte.

Als vor dreißig Jahren Ernst Herbst ohne Abschied davonging, lag in mehreren Koffern des Mädchens Aussteuer an Silber und Leinen für die bevorstehende Hochzeit fertig da, um dann eingeschlossen und selten nur wieder hervorgezogen zu werden — selten, wie der Mensch ein theures Grab zu besuchen pflegt, in den Stunden ernstester Weihe, mit schweren, brennenden Thränen.

Jetzt erhielt das Alles die langentbehrte Bestimmung, verblichene Bänder fielen von ganzen Dutzenden altmodisch geformter Tücher, ein reicher Schatz an Tafelgeräth und Schmuckgegenständen kam zu Tage, und wohlhaltener Damast füllte die Räume. Tante Josephine sah mit einem stillen Lächeln diese Zeugen ihrer glücklosen, zertretenen Jugend.

„Freut Euch darauf,“ sagte sie leise, „versäumt keine Stunde, in der Eure Herzen feiern können.“

Die Kranke lag mit gefalteten Händen, und wenn sie jetzt ihre Schwester ansah, dann lächelten Beide. So viel Sonnenschein, so viel Frieden als in dieser Zeit voll seligen Einverständnisses, hatte das alte Haus nie zuvor geboren.

Nur in Elisabeth's Herzen nagte der Wurm, der nicht stirbt. Es war ihr wie ein Sakrilegium, als sie die Geschenke von Tante Josephinens Aussteuer berührte. Mit welch' freundlichem Vertrauen wurden sie gegeben, und wie schrecklich täuschte sich die alte Dame!

Wieder sah das bleiche Mädchen in den Spiegel, aber jetzt voll heimlicher Unruhe. Kein Zug ihres Gesichts durfte den Zustand der Seele verrathen, sie hatte freilich die Maske angelegt und mußte sie nun tragen bis zur letzten Stunde.

Welche Foltern, wenn zuweilen im Zwielficht des scheidenden Tages die alte Tante neben ihr saß und nach Einzelheiten forschte, nach der Todesstunde des Vaters, und nach dem, was er mit seiner Tochter von ihr selbst und von der Vergangenheit gesprochen — wenn sie Lüge nach Lüge erfinden mußte und das fiebernde Hirn martern, um sich auf Alles zu erinnern, auf das von gestern und das von heute — der kleinste Widerspruch konnte das Gewebe von Schuld und Trug enthüllen. Welche Foltern, welche namenlose Qualen duldete die Unglückliche!

Und so kam der Tag, an dem die Legitimationspapiere der beiden jungen Leute den Behörden zur Prüfung vorgelegt werden mußten.

„Gieb mir Deine Dokumente gleich mit, Liebe,“ hatte der Doctor gesagt. „Du besitzt doch hoffentlich alles Nothwendige?“

„Gewiß!“ antwortete, auf diese Frage längst vorbereitet, das Mädchen. „Ich werde Dir die Scheine holen.“

Sie freute sich des kurzen Weges in ihr eigenes Zimmer, der Pause vor dem letzten Schritt. Etwas wie die undeutliche Vorstellung, daß jetzt auch das Gesetz getäuscht werde, irrte durch ihr Bewußtsein. Was war das neben all' dem Andern, Schlimmern?

Der Doctor wog in seiner Hand die alte lederne Brieftasche.

„Gewiß, ein Familienstück,“ sagte er, „noch aus Deutschland mitgebracht in die australischen Wälder! — Sieh' nicht so blaß und so wehmüthig drein, mein herziges Mädchen! Du hast eine Heimath wieder gefunden, eine, die Du immer verlieren kannst; komm', wir wollen heraussuchen, was ich brauche.“

Er zog sie zu sich, und während ihr Kopf an seiner Schulter lag, durchblätterte er die Familienpapiere jener blonden Todten, die damals mit ihrem Blute den Kies des Steinbruchs purpurn gefärbt. Elisabeth's große Augen sahen starr ins Leere. Es war ihr, als höre sie das Plätschern und Murmeln der schwarzen Wasserrinnen, als müsse sie in diesem Moment wieder den leblosen Körper nehmen und auf das höhere Ufer tragen — der eigenen schweren Versuchung einen Damm zu ziehen. Alle Bilder jener Schreckensstunde entrollten sich schauerlich klar ihren Blicken.

„Elisabeth Georgi Anna“, las behaglich der Doctor,

„eheliche Tochter des Farmers Ernst Robert Herbst von Stonehill und seiner Frau Lizzy Emma, geborene Scott! — Da hätten wir also den Tauffeind. Und dies hier — ich sehe schon, es ist die Sterbeurkunde.“

Er nahm ein anderes Papier, wobei ein leichteres Blättchen vor Boden fiel, jenes Neg, unter dem die getrockneten Blumen lagen.

„Bon „Mama's Grab“ las er halb laut. „Baron, Liebe! Ich konnte nicht ahnen, was da verborgen zwischen dem Uebrigen steckte. Du bist früh und schwer geprüft worden, armes Herz!“

Er küßte zärtlich ihre nassen Augen.

„Weine nicht, Schatz! Das Leben soll, soweit es in eines ehrlichen Mannes Kräfte steht, für Dich jetzt schön und glücklich werden.“

Elisabeth suchte seinen Blick, um ihre feinen Lippen zu küssen es kaum merklich.

„Es ist mir, so oft Du von unserer Hochzeit sprichst, als müsse ich Dich jetzt noch zurückhalten, Julius,“ sagte sie ernst. „Wird man nicht immer mit Recht sagen können, daß ich frühere Verhältnisse ausbeutete, um, selbst arm und verlassen, einen wohlhabenden Mann zu gewinnen und dadurch die Hoffnungen Anderer, auch der Tante zu zerstören?“

Der Doctor lachte.

„Nicht solche unnöthige und ganz zwecklose Grübeleien, mein Mädchen!“ versetzte er. „Ich habe Dir schon einmal gesagt: man kann auch den Stolz übertreiben. Du kamst hierher und ich wählte aus den Töchtern des Landes gerade Dich, wie ich unbekümmert Bede, die mir gefällt, wählen würde, ob sie die Tochter eines Barons oder eines Handwerlers wäre. Und endlich — laß doch in Gottes Namen die Leute sagen was sie wollen; es ist mir auf Erden nichts so gleichgültig als das.“

Seine Küsse erstickten die Worte auf ihren Lippen.

„Morgen wirst Du mich während des ganzen Tages nicht sehen, setzte er, um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln, hinzu. „Ich habe in R. eine ärztliche Conferenz, welche jedenfalls mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Hier muß mich ein Anderer vertreten — Du siehst nach meinen kostbaren Instrumenten, Schatz, nicht wahr?“

„Natürlich,“ versetzte sie zerstreut. „Aber — ist die weite Reise ganz unerlässlich?“

Sie dachte immer noch an das Eisenbahnunglück von damals, sie sah die rauchenden Trümmer und die Reihen der Todten — ihre Seele zitterte heimlich, um so mehr wohl, als von dieser Schreckensstunde hier im Hause nie die Rede gewesen war; sie hatte sich instinktmäßig gehütet, die Kenntniß jener Katastrophe überhaupt zu verrathen.

Julius lachte.

„Die weite Reise, Liebchen? Drei Stunden per Bahn im bequemen Coupé, die Zeitungen in der Hand und vor sich die wechselnde Scenerie des Weges — das wird ja zu ertragen sein, denke ich. Schlimmer ist es schon, daß es sich um ein ganz junges Mädchen handelt!“ setzte er im neckenden Ton hinzu.

„Ach — und woran leidet sie?“

„Eine arme Blinde,“ sagte er ernst. „Meine Herren Collegen haben ihr alle Hoffnung abgesprochen und wollen nun, bevor entscheidende Schritte geschehen, erst hören was ich dazu sage. Du siehst also, Liebe, daß ich mich dieser Pflicht auf keinen Fall entziehen kann.“

Ihr Blick voll stolzer Freude suchte den seinen. „Wie Dich die Herzen der Unglücklichen segnen mögen,“ flüsterte sie fast andächtig. Welche schöne, heilige Mission Dir zu Theil wurde! — Geh' und Gottes Gnade schenke Dir für die Arme das beste, vollste Gelingen!“

Er schloß sie fest an seine Brust.

„Nur ein glücklicher, zufriedener Mensch kann seinen Wirkungsbereich so recht vollständig ausfüllen“, versetzte er. „Möchtest Du also nicht zögern, mir an Deiner Seite ein wenig wie das andere, Glück und Gelingen, zu sichern?“

Sie schloß die Augen.

„Ich bin Dein, Julius — mache mit meinem Dasein, meiner Seele, was Du willst, — es gehört Alles nur Dir.“

Und so trennte er sich von ihr, um auf dem Standesamt die Documente des Todten zu präsentiren. Es wurde Alles in bester Ordnung gefunden und das Aufgebot verfügt.

Am folgenden Morgen reiste Julius nach R. Der Brief seines Collegen hatte gesagt, daß die Kranke im städtischen Hospital liege, er begab sich also dorthin und wurde von dem dienstthuenden Assistentenarzt an das Bett eines jungen Mädchens geführt, wo schon die beiden Oberärzte der Anstalt, telegraphisch benachrichtigt, seiner warteten. In diesem Hause hatte Julius vor seinem Examen und ehe er sich besonders der Augenheilkunde widmete, mehrere Jahre als Unterarzt fungirt, er begrüßte daher alte Bekannte und wurde freundlich empfangen.

So näherte sich allmählich der Hochzeitstag. Julius correspondirte unausgesetzt mit den Aerzten des Hospitals von R. und erhielt Nachrichten von stetig fortschreitender Besserung seiner Patientin.

(Fortsetzung folgt.)